

anführen, mit dem die ostdeutsche Außenpolitik in den Entwicklungsländern in der wissenschaftlichen Diskussion diskreditiert wird. Für eine vertiefende Auseinandersetzung mit dem Thema wäre es nützlich, weitere Quellen von den verantwortlichen Stellen innerhalb der SED und in den Ministerien mit einzubeziehen. Auf Grundlage dieses Materials ließen sich beispielsweise die diskutierten Motive für die Aufnahme von ausländischen Arbeiter/innen genauer benennen.

Hilfreich wäre es, die Zeitzeugenberichte durch qualitative Interviews zu ergänzen, um auf der Basis von den gewonnenen Daten die Aussagen wissenschaftlich auswerten zu können. Zu kurz kommen in den Analysen theoretische Ansätze beispielsweise aus der gegenwärtigen Migrations- und Integrationsforschung oder aus der interkulturellen Kommunikations- und Rassismusforschung, die auch Anstöße für eine multiperspektivische Auseinandersetzung mit der Einwanderung in die DDR geben können.

Insgesamt ist der Sammelband eine gute Einstiegslektüre, insbesondere weil die verschiedenen Kapitel den zeitlichen Bogen vom Beginn der Vertragsarbeit über die Entwicklungen in den 1980er Jahren bis hin zu den gravierenden Veränderungen für die Entsendeten während der Transformationsphase und nach ihrer Rückkehr in ihr Heimatland schlagen.

Anmerkungen:

- 1 Die Ausstellung „Bruderland ist abgebrannt“ konzipierte der Verein Reistrommel e.V. und zeigte die Einblicke über vietnamesische Vertragsarbeiter/innen erstmalig 2012 in Berlin. Bundesstiftung Aufarbeitung, Bruderland ist abgebrannt, In: Bundesstiftung Aufarbeitung, <<http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/>

bruderland-ist-abgebrannt-2408.html> (letzter Zugriff 30.01.2015)

- 2 Häufig bleiben bei der Kritik an Forschungsergebnissen zur DDR-Geschichte konkrete Literaturangaben aus. Ralf Straßburg nennt in seinem Beitrag „Persönliche Reminiszenzen zu den Verträgen zwischen der DDR und Mosambik“ die Veröffentlichung von A. Zwengel (Hrsg.), Die ‚Gastarbeiter‘ der DDR: Politischer Kontext und Lebenswelt, Berlin 2010.
- 3 J. C. Behrends / T. Lindenberger / P. G. Poutrus, Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Berlin 2003; K. Weiss, Erfolg in der Nische? Die Vietnamesen in der DDR und in Ostdeutschland, Münster 2005.

Dorothea Trebesius: Komponieren als Beruf. Frankreich und die DDR im Vergleich. 1950–1980 (Moderne Europäische Geschichte, Bd. 4), Göttingen: Wallstein Verlag 2012, 367 S.

Rezensiert von
Tatjana Böhme-Mehner, Leipzig

Was macht ein Komponist? Auf den ersten Blick ist die Antwort klar: er komponiert. Dennoch ist das gesellschaftliche Bild dessen, was dieses Komponieren umfasst, was es ausmacht, und vor allem für wen und warum er das tut bzw. tun sollte, gar tun muss, bei weitem nicht so klar, wie das im bürgerlichen Musikbetrieb auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Professionalisierung des Komponistenberufes als Phänomen des 20. Jh.s in zentralistischen Staaten ist das Thema von Dorothea Trebesius.

Frankreich und die DDR im Vergleich – das macht den Ansatz der in beiden Kulturen verwurzelten Forscherin aus: Das mag als Materialgrundlage auf den ersten Blick provokant sein. Und in der Tat polarisiert die Darstellung der Kultur- und Musikwissenschaftlerin. Aber die beiden Staatssysteme bieten im betrachteten Zeitraum zwischen 1950 und 1980 soviel Vergleichbares, fördern so viele Gemeinsamkeiten und Unterschiede zutage, dass sich entscheidende Mechanismen erkennen lassen – zur Versorgungspolitik, zur Ausbildungsorganisation und zur Rolle von Gesellschaften und Vereinen. Insofern scheint genau dieser Vergleich quasi auf der Hand zu liegen. Allein schon aufgrund der so gegebenen Polarität handelt es sich bei dem Gegenstandsfeld um ein wahrhaftes Forschungsdesiderat, das Trebesius in ihrer Arbeit, der ihre Dissertation zugrunde liegt, eben so mutig wie überlegt angeht. Der Komponistenberuf in seiner sozialen und politischen Verankerung kann ein entscheidendes Moment sein, geht es um das Verhältnis von Politik und Gesellschaft zu Kunst im Allgemeinen. Dies hat zum einen damit zu tun, dass die Rezeption der Arbeitsergebnisse des Komponisten immer an Aufführungen gebunden sind, und damit per se in Zusammenhang mit einer gewissen Institutionalisierung – letztlich mit Kulturpolitik – stehen, zum Anderen aber auch mit einer stärkeren Abstraktheit der Aussage dieses Produktes im Verhältnis zu anderen Künsten.

Eine in dieser Hinsicht vorurteilsfreie Betrachtung zum Musikbetrieb in der DDR ist eine unglaubliche Bereicherung der Forschung zur DDR-Musik, zum Kunstsystem der DDR an sich. Auf dem Weg zu einer neuen sozialtheoretischen Erkennt-

nisebene zu diesem Gegenstand dürfte diese Arbeit ein entscheidender Schritt sein, relativieren doch die Parallelen manche bisher erheblich eindimensionaler betrachtete Beziehungsebene. Mehr als nur die Wechselwirkung von Politik und Musik ist entscheidend, fragt man sich, wie der Künstler in der Gesellschaft funktioniert. Spannend ist das, wenn auch bei weitem nicht so plakativ, wie man das bei diesem Themenfeld in weiten Teilen der Forschung noch immer gewöhnt ist. Das ist in der klaren, sachlichen Betrachtungs- und Darstellungsweise nicht nur äußerst leserfreundlich, sondern eröffnet vor allem durch eine bemerkenswerte Klarheit einen weitreichenden Diskurs, in dessen Zentrum das Phänomen der Kulturpolitik im Zentralstaat steht.

Ausgangspunkt der Arbeit ist die Tatsache, dass sowohl in der DDR als auch in der französischen Gesellschaft Kunst und insbesondere Musik in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s eine entscheidende – nicht nur allgemein soziale, sondern auch politische – Rolle zukam. Daraus ergibt sich, dass dem Beruf des Künstlers an sich, und namentlich des Schaffenden, eine neue Bedeutung zugewiesen wird – dies bezieht sich auf das soziale Ansehen allgemein, aber auch auf alle sozialen Felder und Mechanismen, die diesen sozialen Typus integrieren. All das wiederum lässt sich ganz besonders auch auf das Berufsbild des Komponisten beziehen – Ausbildung, berufsständische Organisation, aber auch die staatliche Förderung zeitgenössischen Schaffens sind entscheidende Faktoren, deren Wandel bzw. Modifikation innerhalb beider Systeme einer vergleichenden Analyse unterzogen werden.

Dabei kommt die Autorin entscheidenden Mechanismen der Professionalisierung des Künstlers an sich auf die Spur. Wobei es ein wenig bedauerlich ist, dass die detaillierten Statistiken des Anhangs sich in weit stärkerem Maße auf die DDR beziehen als auf die französische Vergleichskultur. Dies mag der Informations- und Dokumentenlage geschuldet sein, die auf der einen Seite mit einem historisch geschlossenen Feld operiert, andererseits mit einem in die Gegenwart hinein bestehenden Staatsgefüge. An einigen wenigen Punkten könnten detailliertere Studien zum französischen Betrieb die Argumentationslinie dennoch deutlich stärken. Trotzdem erscheint der Vergleich immer als schlüssiges Prinzip, dass zu einer neuen Sicht auf das Musiksystem der DDR ebenso beitragen kann wie zu einer maßgeblichen Entmythisierung eines immer noch extrem vagen Bildes des Tonsetzers. Insofern bieten sich auch entscheidende Ansatzpunkte für die Auseinandersetzung auch mit dem Komponistenbild jenseits der betrachteten Zentralstaaten.

Insbesondere wenn es um die Institutionalisierung der Auftragsvergabe an Komponisten geht, wird die Funktionsweise eines zentralen Prinzips des Musikbetriebs des 20. Jh.s kurz und prägnant vorgeführt. Entscheidende Berührungspunkte und Alleinstellungsmerkmale im Verhältnis zu anderen Systemen zugleich sind die im Detail analysierten Akademienbildungen. Bemerkenswert ist auch, in welchem Maße sich die Autorin dem Problem der Verwertrungsrechte zuwendet.

Dabei erscheint es als ebenso unproblematisch, dass Trebesius zahlreiche Berührungspunkte zwischen den Systemen herausarbeitet, die sich nicht selten aus der

gemeinsamen abendländischen Kunsttradition ergeben, wie es nur offensichtlich ist, dass sich zeit- und systembedingte Unterschiede und Gemeinsamkeiten ergeben. Vor allem aber sind es die Analysen von Selbst- und Fremdbildern von Komponisten, die das Buch zu einem sehr nützlichen Wissenspeicher machen.

Ihre stark explorativ angelegte Studie gliedert die Autorin nach prägnanter und überzeugender Darstellung des Forschungsstandes in Musik- und Kulturwissenschaft sowie Soziologie in drei Teile: Zum Ersten geht sie auf das Verhältnis von „Komponisten, Staat und Künstlerpolitik in Frankreich und der DDR“ ein, „Musikalisches Wissen und die kompositorische Ausbildung“ werden im zweiten Teil thematisiert, während der dritte analytische Teil sich dem entscheidenden Phänomen der „Institutionalisierung und Organisation des Komponistenberufes“ zuwendet. Dabei spielt der Zusammenhang zwischen symbolisch künstlerischem und wirtschaftlichem Erfolg eine entscheidende Rolle. Das heißt schließlich auch, dass der deutliche Zusammenhang zwischen sozialer Anerkennung und Entlohnung nicht nur hintergründig thematisiert und hinterfragt wird.

Maßstabsetzend sind die Erläuterungen insbesondere zu Regulierungsmechanismen, da die Autorin durch den explizit vergleichenden Ansatz der Mehrschichtigkeit und Komplexität des Phänomens erheblich nachhaltiger auf die Spur kommt als bisher bekannte Studien. Dabei werden die Strategien beider Systeme ausdrücklich kontrovers diskutiert.

Im Verhältnis zum Gros der existierenden Arbeiten zu Neuer Musik in den beiden Staaten ist bemerkenswert, mit welcher

Konsequenz die Studie musikalisch analytische und werkästhetische Aspekte im Sinne einer dezidiert soziokulturellen Anordnung auslässt. Dennoch wäre gerade hier ein Ansatzpunkt für Folgestudien bzw. wäre die Relationierung zu der einen oder anderen existierenden Arbeit hier durchaus vielversprechend.

Insgesamt präsentiert dieses Buch eine akribische und intelligente wissenschaftliche Arbeit, die dem Laien wie dem Experten entscheidende Aufschlüsse und An-

regungen zu liefern vermag. Lesbar ist die Darstellung, die in jedem Falle nicht nur informiert, sondern auch herausfordert, Position zu beziehen. Trebesius eröffnet verschiedene disziplinäre Zugänge, ohne dass ihr Ansatz vordergründig trans- oder gar interdisziplinär wäre. Personen- und Sachregister machen das Ganze zu weit mehr als „nur“ der Veröffentlichung einer ohnehin schon bemerkenswerten Dissertation.